

Kippfiguren

Ambivalenz in Bewegung

Herausgegeben von
Kay Junge, Werner Binder, Marco Gerster
und Kim-Claude Meyer

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2013

»Ambivalenz« hat sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Hintergrund ihrer lokalen und funktionalen diskursiven Abschattungen zu einem Schlüsselwort der modernen Kultur entwickelt. Gerade als Toleranz erheischender Platzhalter für alle nicht eindeutig oder wenigstens nicht ad hoc begreifbar zu machenden oder aber auch mit gutem Grund latent gehaltenen menschlichen Belange und institutionellen Konflikte kommt diesem Wort heute eine in ihren Konsequenzen konfliktdämpfende Scharnierfunktion zu. Wo immer dieser semantische Joker ins Spiel gebracht und insinuiert wird, dass die eventuell zu kippen drohende Situation tatsächlich doch komplexer, vielschichtiger und vertrackter sein könnte, als man bis dahin zu sagen vermochte, verführt dies zu genauerem, aber vielleicht auch nur präntiertem Hinsehen. Wo man ansonsten Gefahr liefe, der Blindheit und Insensibilität bezichtigt zu werden, wird man sich eher geneigt sehen, eine verhärtete Position im Verweis auf die Ambivalenz der Situation und damit unter Wahrung des Gesichts zu räumen.

Aus einer Vielzahl unzusammenhängender Verlegenheitsreaktionen hat sich heute ein selbsttragendes, sozialstrukturell aber vermutlich nicht ortloses Diskursuniversum entsponnen. Die dauerreflexive Stabilisierung der mit dem Wort »Ambivalenz« benannten, aber eben auch gebannten Spannung und der damit zunächst vielleicht nur als Provisorium akzeptierten Interimslösung ist kein Verfallssyndrom, sondern selbst eine *status quo* stabilisierende kulturelle Leistung und Neutralisierungstechnik. Ambivalenz suspendiert vom Engagement und entschuldigt die eigene Indifferenz im Verweis auf die vermeintlich eben ambivalente Sachlage. Gerade durch das Ambivalentwerden alter Distinktionen, Konfliktlinien, Spannungslagen und Ansprüche wird, soweit sich die Probleme hinreichend auf Distanz halten lassen, kulturelle Integration unter modernen Lebensbedingungen vielleicht erst möglich.

Mit der hier skizzierten – die rhetorisch-pragmatische Dimension im Sinne einer heute ubiquitär gebrauchten Etikettierungsstrategie heraushebenden – Akzentsetzung ist unser Schlüsselwort natürlich ursprünglich nicht ins Rennen geschickt worden. Einige wichtige Stationen aus den letzten gut hundert Jahren der Geschichte des Begriffs der Ambivalenz seien hier benannt, um das ursprünglich mit dem Terminus verbundene Befremden wieder wachzurufen, seinen anfänglichen Witz wieder sichtbar und dann im Weiteren vielleicht erneut heuristisch nutzbar zu machen. Um die Wende zum 20. Jahrhundert waren es zum einen wahrnehmungstheoretisch faszinierende Experimente zum zeitlichen Wechsel von Figur und Grund beim Betrachten bestimmter Bilder oder Zeichnungen, zu denen sich auch schnell Parallelen im Bereich der akustischen

und musikalischen Wahrnehmung fanden. Der Witz der Sache war dabei, dass der Bildträger, die Geräuschkulisse oder das Tonmaterial sich selbst nicht änderten, dem Beobachter die vermeintliche Sache aber gleichwohl als Kippfigur begegnet. Sie zu beobachten, setzt hier eine Art Spurenbildung in der Zeit und damit eine elementare Form von Gedächtnis voraus. Ohne ein wenig Geduld und Konzentration steht die Kippfigur still, vermag nicht durch ihre Ambivalenz zu faszinieren, bleibt unbemerkt und verdient ihren Namen eben noch gar nicht. Die hier benannte Verschränkung von zeitlicher Sukzession einerseits und auf ein vermeintlich bestimmtes Etwas konzentrierter Wahrnehmung andererseits geriet beim Aufgreifen oder der vielleicht auch unabhängig erfolgten Neuinstallation des Begriffs der Ambivalenz in anderen Forschungszusammenhängen aus dem Blick. Zu nennen sind hier zunächst vor allem die frühe Psychoanalyse mit ihrem Blick auf ambivalente, von gegenläufigen Regungen getragene Gefühle; wenig später aber auch die modernistische Ästhetik mit dem Versuch, den ästhetischen Gegenstand über die unentschieden bleibende Vielzahl seiner Interpretationen zu begreifen; und schließlich, nun schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die Professionensoziologie mit ihrem Fokus auf den professionell zu bewältigenden Spagat der distanzierten Anteilnahme. In allen drei Forschungsfeldern wurde der Terminus um die im wahrnehmungstheoretisch motivierten Selbstversuch leicht erfahrbare Kuriosität des Oszillierens beschnitten. Er wurde gewissermaßen ontologisch tiefergelegt und auf einen Strukturbegriff reduziert. In diesem Zuschnitt konnte Ambivalenz dann zunächst von der Kulturanthropologie und schließlich der soziologischen Zeitanalyse zu einer ubiquitären Nebenfolge jeder Art von kategorialer Welterfassung promoviert werden.

Ambivalenz ist die heute vielleicht prominenteste Chiffre des vergeblich gesuchten Grundes einer sich des legitimationsentziehenden Vorwurfs der Säkularisierung nicht entwinden könnenden Moderne. Erst vor diesem Hintergrund dürfte sich die Resonanz der jüngeren und jüngsten Versuche zu einer Respezifikation der Formel erklären lassen. Sie kaprizieren sich allesamt auf bestimmte, mehr oder weniger klar artikulierte Antinomien. Zu nennen sind hier das zwischen Phänomenologie und Sprachwissenschaft changierende, die Sachen selbst aufgrund des allen sprachlichen Unterscheidens eigenen Aufschubs provokant verfehlende Unternehmen der Dekonstruktion; die Systemtheorie mit ihrem Fokus auf die selbst-referentielle, streckenweise an Paradoxien auflaufende Natur des Sozialen; und der unter Rückgriff auf die lacansche Psychoanalyse und die Dekonstruktion renovierte Marxismus mit seinem defätistischen Bemühen, das Reale als leeren Signifikanten des Unbegreiflichen zu begreifen.

Einleitung

Der Begriff der Ambivalenz, so wie wir ihn heute kennen, wurde vor allem durch die frühe Psychoanalyse mit ihrem Blick auf ambivalente, von gegenläufigen Regungen getragenen Gefühlen einerseits und durch die modernistische Ästhetik mit ihrem Versuch den ästhetischen Gegenstand über die unentschieden bleibende Vielzahl seiner Interpretationen zu begreifen andererseits geprägt. Hier aber fand sich der Terminus bereits um die im wahrnehmungstheoretisch motivierten

Selbstversuch mit Kippfiguren leicht erfahrbare Kuriosität des Oszillierens beschnitten und auf einen Strukturbegriff reduziert. In diesem Zuschnitt konnte Ambivalenz zunächst von der Kulturanthropologie und schließlich der soziologischen Zeitanalyse zu einer ubiquitären Nebenfolge jeder Art von kategorialer Welterfassung promoviert werden. Bei seiner Taufe aber stand das Faszinosum der Kippfigur Pate. Dieser Verbindung sind die hier vorgelegten Arbeiten gewidmet, denn nur in Bewegung, nur wenn sie uns ins Oszillieren bringt und nur mehr noch tastend voranschreiten lässt, nur als Kippfigur wird Ambivalenz sichtbar und manifest.

Als Kippfiguren, als Vexier- oder Kippbilder bezeichnen wir Bilder, die einmal dieses, beim nächsten Hinblicken aber unter Umständen vielleicht schon was anderes zeigen. Der Bildträger bleibt dabei ohne Zweifel derselbe und unverändert, aber der Bildinhalt scheint zu oszillieren: Er changiert, er kippt und kippt wieder. Einmal sehen wir einen Hasenkopf, dann einen Entenkopf. Wo zuvor des Hasen Ohren waren, ist nun der Schnabel der Ente. Einmal sehen wir eine alte Frau im uns zugewandten Halbprofil, dann eine junge Frau im uns abgewandten Halbprofil. Oder um ein drittes, ebenso prominentes Beispiel zu nennen: Einmal zeigt uns der Neckarwürfel seine untere Kante als untere Kante seiner Vorderseite, dann als untere Kante seiner Hinterseite. Eine weitere Spielart des Kippbildes setzt auf die Vertauschbarkeit von Vordergrund und Hintergrund. Im einen Moment sieht man eine Vase, die dann aber zum Hintergrund von zwei Gesichtern wird. Mit etwas Übung kann man selbst beeinflussen, was man sieht, aber dann kippt es auch wieder scheinbar unwillkürlich und eben das macht das Faszinosum dieser Art von Bild aus. Sie zeigen einmal dies, dann das, scheinbar niemals aber beides gleichzeitig. Sie wecken dann vielleicht den Verdacht, keines von beidem zu enthalten und nötigen so den Betrachter die Quelle dieses Oszillierens bei sich selbst zu suchen. Parallelen zum optischen Kippbild finden sich auch im Bereich der akustischen und musikalischen Wahrnehmung und werden seit mehr als hundert Jahren auch kompositorisch gezielt genutzt.

Kippbilder, die vor allem durch Wittgenstein auch jenseits der Wahrnehmungspsychologie in den Geisteswissenschaften hoffähig geworden sind, und der sie unter dem allgemeineren Aspekt des Aspekte-Sehens erörterte, mögen hier mit etwas anders gelagerter Akzentsetzung ebenfalls für einen Komplex von Phänomenen oder besser vielleicht für ein Syndrom stehen, von dessen Auflösung wir uns grundagentheoretisch relevante Einsichten versprechen. Vielleicht, so unser Verdacht, lässt sich gerade anhand der Kipp- oder Umschlagpunkte, gerade mit Blick auf die fragilen und gewöhnlich kurzweiligen, aber eben doch immer wiederkehrenden Zwischenlagen menschlichen Zusammenlebens etwas über die Natur der Kultur und die Konstitution des Sozialen in Erfahrung bringen, von dem man bislang glaubte es entweder als bloß ephemere Störung weg buchen zu dürfen oder aber als Krise, Katastrophe oder Skandal isolieren zu müssen.

Um dem Leser an dieser Stelle eine vorwegnehmende begrifflich-theoretische Erörterung der Sache zu ersparen, möchten wir hier nur eine kurze Revue der ersten provisorischen Eintragungen auf unserer mit Kippfiguren betitelten Liste geben. Die Liste versammelt thematisch Heterogenes. Gemeinsam ist den Eintragungen aber der Problembezug und Verdacht, dass sich der jeweils ins Auge gefasste fragliche Komplex zu einer Kippfigur verdichten könnte und dabei etwas über seine Konstitution und Natur verraten wird. Die Revue zeigt die Beispiele in tendenziell thesenhafter, immer aber mindestens einen Verdachtsmoment arti-

kulierender Verdichtung. Wir vermuten, dass vielleicht gerade der plötzliche Umschwung der öffentlichen Meinung oder das plötzliche Ernstnehmen von Gerüchten uns einen Einblick in die Mechanismen sozialer Integration gewähren könnte; dass vielleicht gerade die Gemengelage widerstreitender individueller Emotionen und der plötzliche kollektive Stimmungsumschwung uns etwas über Interaktionsrituale und soziale Resonanz verraten könnte; dass gerade das Kippen einer ernsten und brenzligen in eine schließlich mit Humor gemeisterten Situation oder das Abgleiten einer humorvollen Begegnung in bloße Albernheiten uns etwas über die Fragilität, Rigidität und Flexibilität unterschiedlicher Gesprächskulturen verraten könnte; dass gerade sozial sanktionierte Konversionserlebnisse oder auch politisch willkommen geheißenes Überläufertum oder rückblickend als Jugendsünden charmant auf Distanz gehaltene Unsitten oder gar Verbrechen, wie umgekehrt und im Gegenzug dazu auch Enthüllungen und Bloßstellungen oder auch ihr Leerlauf einen Schlagschatten auf die Kombinierbarkeiten individueller Karrieren und der sich mindestens demographisch unweigerlich ständig wandelnden Nischenökologie von Lebenschancen werfen, der sich genau nach zu zeichnen lohnen könnte; dass gerade organisationsintern gepflegte Usancen oder öffentliche Geheimnisse, wie das kollektiv sanktionierte Verschweigen einer verbrecherischen, aber hinreichend kaschierbaren Vergangenheit und ihre ebenfalls identitätsstiftende postume Skandalisierung durch die Generation des mündig werdenden Nachwuchs dazu nötigen, den Spielraum kultureller, aber, wie man hier sieht, eben nicht immer primär und wenigstens nicht unmittelbar an Werten und Idealen orientierten Integration neu zu vermessen; dass gerade im Umgang mit Müll, also vor allem in dessen ›Zum-Verschwinden-bringen‹ sich religiöse Valenzen unseres kulturellen Wertekosmos dokumentieren und sich hier eine über das bloß Nützliche weit hinausgreifende Integrationskraft der Stadtwerke offenbaren könnte; dass gerade die Kippfigur des *Readymade*, einer Garfinklei gleichkommend, einen Schlüssel zur modernen Kunst oder wenigstens doch zum modernen Kunstbetrieb liefern mag; dass die von Durkheim eher beschworenen als mit logischer Pünktlichkeit auseinander gelegten so genannten »nicht-vertraglichen Grundlagen des Vertrages« oder auch der von Goffman wiederholt trefflich heraus präparierte, aber im Unterschied zu Durkheim ohnehin weniger Tiefe insinuiierende, implizite Arbeitskonsens als *modus vivendi* jeder sozialen Begegnung mit dem im Einzelfall vielleicht ein wenig euphemistisch anmutenden Metonym der Verführung besser benannt sind als nach dem frühmodernen vernunftrechtlichen Modell des Vertrags, dem abgeklärt aufklärerischen der Entlastung oder dem modernen des Verfahrens: Wer Angst hat einen Korb zu bekommen oder wer die Chance wittert, den anderen durch hinreichend viel versprechende Andeutungen zu testen und bei der Stange, aber eben auch im Unklaren zu halten, der wird gut beraten sein seine Absichten im Vagen zu lassen. Diese Art von wohl platzierter oder auch routinierter Vagheit könnte sich als ein nahezu ubiquitärer Komplex entpuppen, als *buffer* und *thrill* des sozialen Mit- und Gegeneinander. Wenigstens ist nur sie filmtauglich, eben weil sie immer wieder auf der Kippe zu stehen droht.

Nicht nur in zeitlicher Dimension lassen sich Kippbilder identifizieren, auch in sachlicher und sozialer Hinsicht oder in reflexiver Brechung finden sich schnell Pendanten zu unserer Figur. So wie uns die museale oder konkrete Rahmung die Identifikation von Kunst erleichtert, so verrät uns auch die Verhaltensänderung an der Eintrittsschwelle zu einer Kirche, einem Museum oder Restaurant etwas

über die soziale Tatsache sakraler oder eben anderer Räume und markiert dabei zugleich ein Zwischenreich, das selbst der Zuordnung von Innen und Außen entzogen scheint. In Regionen, in denen der moderne Staat bislang und vielleicht auch in absehbarer Zukunft nicht Fuß fassen konnte, können vergleichbare Grenzen ganze Landstriche bestimmen. Im Zwischenreich des Vorworts oder der Einleitung zu einem Buch, also an der Schwelle zu seinem eigentlichen Thema und Kern würde man sich in einen performativen Widerspruch verstricken, wollte man den Stellenwert des vermeintlichen Beiwerkes, in dem man sich bekanntlich leicht zu verstricken droht, in großen Worten bestreiten.

Paradigmatisch gilt uns heute das Kunstwerk als *objet ambigu*, welches sich uns schon auf der Ebene der Wahrnehmung mit changierenden Aspekten zeigt. Roman Ingarden verdanken wir die Beobachtung, dass ein literarisches, also über Zeichengebrauch konstituiertes Kunstwerk, notwendig interpretatorische Leerstellen habe, die bei Bedarf im Detail von jedem Leser erst selbst ausgemalt werden müssen. Die Ambivalenz solcher ausmalenden Vervollständigung wird augenfällig, wenn man schließlich mit der Verfilmung eines zuvor gelesenen Buches konfrontiert wird und dabei zu sehen bekommt, dass andere die Sache offenkundig anders sahen. Auch die bis dahin implizite eigene Sicht der Dinge bleibt davon nicht unberührt und die Darstellung verdichtet sich dann vielleicht zu einem Kippbild. Die These, dass ein kulturelles Artefakt inhärent vieldeutig oder wenigstens doch deutungsoffen sein muss, soll es als Kunstwerk empfohlen werden können, findet sich Anfang der 60er Jahre bei Phänomenologen wie Hans Blumenberg und bei vom Strukturalismus und der Semiotik inspirierten Autoren wie Umberto Eco, Roland Barthes und wenig später mit noch einmal anderer Akzentsetzung bei Jurij Lotman. Mit dem Literaturtheoretiker und Philosophen Jacques Derrida aber wurde Ende der sechziger Jahre das Spiel der *différance* so dann zu einem ubiquitären Unternehmen. Flankenschutz erhielt es durch Thomas Kuhns These der Inkommensurabilität wissenschaftlicher Paradigmen und Willard Van Orman Quines These der Unmöglichkeit punktgenauen Übersetzens.

In der Soziologie blieben diese Überlegungen jedoch lange randständig. Dass die sich hier andeutenden Ambivalenzen auch den Gegenstand der Soziologie bestimmen könnten, wurde zunächst kaum gesehen und dann, vielleicht etwas überstürzt unter dem neuen Schlagwort der sozialen Konstruiertheit als einem mit gutem Grund latentem Geschehen weg gebucht. Als den Bereich der Latenz verlassendes konstituierendes Movens des sozialen Geschehens fanden Ambivalenzen bislang jedoch wenig Aufmerksamkeit. Aber auch das Gros der oben angedeuteten Illustrationen kultureller Ambivalenz dürfte sich noch ohne große Umwege als bloß strategisch lancierte Vagheit, als statusmarkierende Mystifikation oder artistische Verrätselung rekonstruieren oder schlicht als rhetorische Selbstbehauptung in Anbetracht von Evidenzmangel, Handlungsdruck und Rechtfertigungsverpflichtung reformulieren und begreifen lassen.

Erst die zeitgenössische Kultursoziologie hat das Ambivalente ins Zentrum ihres Interesses gestellt und oszilliert dabei selbst zwischen einer Soziologie der Praxis und einer Soziologie des Heiligen. Sie schließen einander natürlich nicht aus und beide gewinnen ihr spezifisches Profil durch Distanznahme von den alltagsüblichen Zurechnungsschemata und Normalisierungstechniken. Allein letzterer aber wollen wir uns hier zuwenden. Unter Zuhilfenahme eines neokantianisch relativierten Als-ob und gestützt auf eine performanztheoretisch akzentuierte Sozialontologie versucht sich die von Durkheim inspirierte, also be-

reits von dort her religionssoziologisch akzentuierte Kulturosoziologie heute an einer mehr oder weniger explizit aporetischen Antwort auf die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit sozialer Ordnung, die uns auf ein Jenseits aller denkbaren handlungsleitenden Kalküle und einen nur vorprädikativ bestimmbar, nur mehr fragend evozierbaren und deshalb notwendig ambivalent bleibenden Seinsgrundmangel verweist. Die kulturosoziologische Analyse des Ambigen sucht zu beerben, was Durkheims Apologie und Metamorphose des Sakralen nicht einzulösen, aber Nietzsches triumphalistische Proklamation vom Tod Gottes auch nicht folgenfrei aufzulösen vermochte. Diese Zwischenlage exploriert sie im Rahmen einer Ästhetik des Erhabenen auf der Suche nach dem, was einer Epiphanie äquivalent sein könnte.

Das Thematisieren und Explizieren von Ambivalenzen schien vor einem Jahrhundert zunächst allein die Haltlosigkeit des *status quo* sichtbar zu machen und riskierte ihn zu kippen und nicht nur deshalb mögen es manche vielleicht nach wie vor vorziehen, sich mit ihren Ambivalenzen lieber im Stillen einzurichten und sie nach außen hin kaschieren. Aber auch die in Aktion versetzte und zur Artikulation getriebene Ambivalenz führt offenkundig nicht automatisch zum Kollaps des sozialen Mit- und Nebeneinander. Im Gegenteil, könnte man fast meinen: Sie entpuppt sich vor allen Augen als Faszinosum und Tremendum und – so der kulturosoziologische Verdacht – Bannpunkt und Movens des Sozialen. In reflexiver Wendung mutiert sie gegenwärtig zur vielleicht prominentesten Chiffre des vergeblich gesuchten Grundes einer sich des legitimationsentziehenden Vorwurfs der Säkularisierung nicht entwinden könnenden Moderne. Erst vor diesem Hintergrund dürfte sich die Resonanz der jüngeren und jüngsten Versuche zu einer Respezifikation dieser Formel erklären lassen. Sie kaprizieren sich allesamt auf bestimmte, mehr oder weniger klar artikulierte Antinomien. Zu nennen sind hier das zwischen Phänomenologie und Sprachwissenschaft changierende, die Sachen selbst aufgrund des allen sprachlichen Unterscheidens eigenen Aufschubs provokant verfehlende Unternehmen der Dekonstruktion; die Systemtheorie mit ihrem Fokus auf die selbst-referentielle, streckenweise, nämlich wenn es zu Kurzschlüssen zu kommen droht, an Paradoxien auflaufende Natur des Sozialen; und der unter Rückgriff auf die lacansche Psychoanalyse und die Dekonstruktion renovierte Marxismus mit seinem defätistischen Bemühen das Reale als leeren Signifikanten des Unbegreiflichen zu begreifen.

Betet sich, wie man von Durkheim angestoßen, vermuten könnte, die moderne Kultur in der zwischen Faszinosum und Tremendum oszillierenden Figur der Ambivalenz und des Paradoxons selbst an? Formulieren die Kulturwissenschaften die dazu passende negative Theologie? Oder werden hier nur Antworten geliefert, nach denen niemand mehr fragt, Lösungen empfohlen, denen kein Problem mehr entspricht? Vielleicht – vielleicht aber auch nicht, denn auch der religiös Unmusikalische hat ja längst ein Ohr für Ambivalenzen entwickelt. Gerade als Toleranz erheischender Platzhalter für alle nicht eindeutig oder wenigstens nicht ad hoc begreifbar zu machenden und undurchsichtig bleibenden oder aber auch mit gutem Grund latent gehaltenen menschlichen Belange und institutionellen Konflikte kommt diesem Wort heute eine in seinen Konsequenzen konfliktdämpfende Scharnierfunktion zu. Wo immer dieser semantische Joker ins Spiel gebracht und insinuiert wird, dass die eventuell zu kippen drohende Situation tatsächlich doch komplexer, vielschichtiger und vertrackter sein könnte, als man bis dahin zu sagen vermochte, nötigt und verführt der Einsatz dieses Jokers zu ver-

meintlich genauerem, aber vielleicht auch nur präntiertem Hinsehen. Wo man ansonsten Gefahr liefe der Blindheit und Insensibilität bezichtigt zu werden, wird man sich eher geneigt sehen eine verhärtete Position im Verweis auf die eben nicht ohne weiteres und auf den ersten Blick offensichtliche Ambivalenz der Situation und damit unter Wahrung des Gesichts zu räumen. Wer Ambivalenzen beobachtet, der kann sich sehen lassen und doch gleichzeitig als jemand in Szene setzen, der das menschliche Treiben mit Distanz, ja eigentlich von außerhalb der Gesellschaft beobachtet.

Aus einer Vielzahl unzusammenhängender Verlegenheitsreaktionen hat sich heute ein scheinbar selbsttragendes, sozialstrukturell aber vermutlich nicht ortloses Diskursuniversum um die privativ akzentuierte Kategorie der Ambivalenz entsponnen. Die dauerreflexive Stabilisierung der mit dem Wort der Ambivalenz benannten, aber eben auch gebannten Spannung und der damit zunächst vielleicht nur als Provisorium akzeptierten Interimslösung ist selbst eine, wenn auch so vielleicht nicht intendierte, so doch den *status quo* stabilisierende, Kritik und Protest auflaufen lassende kulturelle Leistung und elegante Neutralisierungstechnik. Ambivalenz suspendiert vom Engagement und entschuldigt die eigene Indifferenz im Verweis auf die vermeintlich eben ambivalente Sachlage. Gerade durch das Ambivalenthalten alter Distinktionen, Konfliktlinien, Spannungslagen und Ansprüche wird, soweit sich die Probleme hinreichend auf Distanz halten lassen, kulturelle Integration unter modernen Lebensbedingungen vielleicht erst möglich.

Im Format von Fallanalysen soll hier nach den sozialen Mechanismen, der Rhetorik und der historischen Dynamik, vor allem aber der kippeligen Ambivalenz und Riskiertheit kultureller Integration unter modernen Lebensbedingungen gefragt werden. Im Rahmen des nach den kulturellen Grundlagen der Integration fragenden Exzellenzcluster der Universität Konstanz, wie zuvor schon im SFB *Norm und Symbol*, hat sich über die letzten Jahre der bis heute vermutlich noch nicht recht theoriefähige und noch präzisionsbedürftige, aber doch kulturwissenschaftlich verführerische und alltagsweltlich nicht unplausible Verdacht entwickelt, dass es – in gewisser Weise konträr zu den Hoffnungen der Gemeinschaftsnostalgiker und Modernisierungsenthusiasten – gerade die heute offen zu Tage liegenden Defizite historischer Gemeinschaftsbildungen einerseits, und die Heterogenität, Inkonsistenz und Inkommensurabilität der die moderne Welt auszeichnenden Wertabstraktionen und Funktionscodes andererseits sind, welche, ohne dass dies jemand beabsichtigt hätte, wie man euphemistisch formulieren könnte, kollektiv integrierend wirken, oder, wie man weniger schmeichelhaft vielleicht sagen sollte, welche eine anachronistisch anmuten müssende Änderung des *status-quo* blockieren. Unschärfen und Ambivalenzen, Widersprüche und Inkonsistenzen, Provisorien und Interimslösungen, Zwischenlagen und Spielräume rücken hier als nicht mehr nur defizitäre, sondern vielmehr als Rücksicht erheischende Kategorien oder Instanzen der Integration ins Feld der Aufmerksamkeit. Diesen von hier aus ins Auge zu fassenden Spielraum des Ungefähren mit Blick auf die ihn auszeichnenden semantischen Kippfiguren, Oszillationen und widersprüchlichen Bereichsontologien genauer zu kartographieren haben sich die Beiträge des vorliegenden Bandes zum Ziel gesetzt. Dabei geht es materialiter um durchaus heterogenes: um Fragen der kollektiven Identifikation mit Europa, das Selbstverständnis türkisch-deutscher Jugendlicher, den Status des Gerüchts und der Lüge, die kommunikativen Tücken der Psychotherapie, das Faszi-

nosum des Spiels und des ›so-tun-als-ob‹, um die Risikowahrnehmung nach Fukushima, die Dynamik von Klangbildern, die Tücken des Verführens und Verführtwerdens, den Fall des Antichrist, der Guillotine und der Finanzakrobaten und um die wunderliche Selbstpositionierung Maltas.

Die hier versammelten Arbeiten verstehen sich als Explorationen in einem bislang kaum vermessenen, ja kaum erahnten Terrain. Eine Reihe von Wegbeschreibungen und Orientierungshilfen fanden wir in Bernd Giesens Essay-Sammlung *Zwischenlagen*. Ihm seien die hier vorgelegten Arbeiten zu seinem 65. Geburtstag gewidmet.